

Shortlist
Deutscher
Buchpreis 2011

Zusatzlöwe besucht Philosophen



ILLUSTRATION: JOHAN GEIL

Metaphernspiel Ein feiner Knochen nicht nur für Akademiker: Sibylle Lewitscharoff und ihre Fantasie über Hans Blumenberg

■ Daniel Windheuser

Der behandelte Gegenstand ist klar: Hans Blumenberg, Philosoph, physisch anwesend in dieser Welt von 1920 bis 1996, Lordsiegelbewahrer der Metapherntheorie und wohl von deutschen Geisteswissenschaftlern meistzitiertes Geisteswissenschaftler. Gegen Ende seiner Karriere wurde er sogar Liebling der Diskurstheorie, ohne dass er selbst je deren Begrifflichkeiten verwendet hätte.

Sibylle Lewitscharoffs neuer Roman nun macht aus dem ehemals lebendigen Subjekt Hans Blumenberg, der ja bereits im Sinne der akademischen Heldenverehrung eine Art Figur war, final und literarisch eine solche. Diese Blumenbergfigur erhält eines Abends im Jahre 1982 in der dachstüblichen Arbeitsklausur seines Münsteraner Hauses Besuch von einem Löwen, der plötzlich auf seinem Teppich liegt, ruhig, einfach anwesend.

Hoppla. Das Heldenverehrungsregelwerk des Akademikers will sich gegen eine derartige Profanisierung geistiger Vorbilder verwehren und schreit auf. So etwas kann doch nicht funktionieren. Fiktiv-reale Philosophenfiguren imaginieren paradigmatische Tiermetaphern. Wo kommen wir denn da hin? Man stelle sich Derrida vor, wie er von einem Pudel heimgesucht wird.

Ein Wunder frei Haus

Hier funktioniert es aber überraschenderweise sehr gut. Der Löwe als Vater aller Metaphern wird sofort auf einer verschmitzten Metaebene wahrgenommen und eingeordnet: „Blumenberg wusste sofort, dass hier viel falsch zu machen war und nur eines richtig: abwarten und die Fassung behalten. Er wusste auch, dass in Gestalt des Löwen eine außerordentliche Ehre ihm widerfuhr, gleichsam eine Ehrenmitteilung der hohen Art war überbracht worden, von langer Hand vorbereitet und nach eingehender Prüfung ihm gewährt. Man traute

Blumenberg offenbar zu, dass er in seinem schon etwas höheren Alter leichterdingens damit fertig würde.“

Und so sitzt er nun da, mit plötzlichem Zusatzlöwen, und kommt sich vor wie Hieronymus im Gehäuse, dem ja selbst ein zahmes Raubtier bei seinen Tätigkeiten zu Füßen lag. Wie aber ist mit einer solchen Epiphanie umzugehen? Schließlich ragt Blumenberg, der immer auch Freund theologischer Fragen war, nun quasi ein Wunder ins Haus, und die Sache einfach als Halluzination zu betrachten, erlaubt er sich nicht. Trotzdem stellt der Löwe ein Rationalitätsproblem dar, das aber nicht gelöst wird. Vielmehr erzeugt das Vermeiden einer eindeutigen metaphorischen Bedeutung eine Art reine, selbstverständliche Präsenz, die weiteres Nachprüfen in gewisser Weise kleinlich scheinen lassen würde. Die Figur Blumenberg sieht das so: „Der Löwe ist zu mir gekommen, weil ich der letzte Philosoph bin, der ihn zu würdigen versteht.“

Die Anwesenheit des Tieres jedenfalls, wie immer sie ontologisch zu verorten ist, erzeugt Trost und Zuversicht, die auch schwer nötig sind, denn immer wieder ist die Blumenbergfigur gezwungen, Klage zu führen: über den Verlust des Weltzusammenhangs und den allgemeinen Stand der Dinge. Hier spielt auch die Behaglichkeit des akademischen Milieus eine Rolle, der akademischen Existenz, die gleichzeitig ganz in der Welt und ganz außerhalb von ihr ist. Fast könnte man meinen, dass dies das „Gehäuse“, die Zuflucht ist, deren Vergehen betrauert wird. Die sichere Abgeschlossenheit, in der das Verhältnis von Begriffen und Dingen noch nicht postmodern zerfasert.

Ergo beschäftigt sich der Text nicht nur mit Blumenberg, sondern auch mit der Gemeinde ihn verehrender Studenten. Jedoch gibt es hier kaum Berührungspunkte, vielmehr entsteht eine klare Abgrenzung von Blumenbergs nokturnalem Gedankenuniversum und der exaltierten Schwärmerei seiner Adepten. Und sowohl die fiktiven Richard und Hansi und Gerhard, wie auch des letzteren ebenfalls fiktive Freundin Isa, die

vollkommen gefangen ist in einer liebeswahnsinnigen Projektion ihrer Wünsche und Vorstellungen auf Blumenberg selbst – sie alle werden den Roman nicht überleben, sterben frühe und trocken beschriebene Tode, was die Irritation über die getrennten Welten nicht unbedingt verringert.

Und dann adressiert der bisher brav bei seinen auktorialen Leistungen bleibende Erzähler auch noch direkt, über seine narrative Technik reflektierend, den Leser: „So viele Tode verhältnismäßig junger Menschen. Man wird einwenden, der Erzähler hätte besser daran getan, Verzicht zu üben und nicht mit einer solchen Häufung aufzuwarten. [...] Ein Erzähler hat aber die

So ist vielleicht die vermisste Geborgenheit nur im Tode zu finden

Pflicht, auch das Unwahrscheinliche wahrheitsgetreu zu verzeichnen. Möglichst knapp. So wurde in der Geschichte nun mal gestorben, und so wurde es eben festgehalten.“ Was jedoch keineswegs zu bemängeln ist, als weiterer Verweis darauf, dass die grundsätzliche Absurdität des Todes durchaus wundersamer ist als das Erscheinen eines metaphysischen Löwen.

An Fährmanns statt

Trotz dieser vermeintlichen Schwere haben wir es mit einem launigen Ensemblestück zu tun, geschrieben nicht nur für ein geisteswissenschaftliches Publikum. Zwar funktionieren manche Anspielungen nur, wenn man einigermaßen vertraut ist mit der abendländischen Geistes- und Philosophiegeschichte; vieles lässt sich wiederentdecken, und zwar nicht nur Elemente theoretischer Texte, die irgendwann einmal gelesen wurden, sondern vor allem auch der seltsame Geisteszustand, der nun einmal nur in besagtem Milieu entstehen und gedeihen kann. Aber man muss selbstverständlich kein Akademiker sein, um sich

Trost und Zuversicht erzeugend: ein Bild von einem Löwen

fein unterhalten zu lassen. Am Ende schließlich finden sich sämtliche Protagonisten in einer Art geschlossenen (Gehäuse-)Gesellschaft wieder, einem nicht näher definierten Raum am Übergang zwischen Leben und Tod. Der Philosoph nebst Löwe, umringt von seiner Anhängerschaft. Eine große Entspannung ist über allem, Erinnerungen ans materielle Dasein entschwinden. Es bleiben nur Geist und Bewusstsein, noch ein wenig umherwabernd ohne die konstituierende oder zumindest bergende, beherbergende Materie. Statt der finalen Auflösung aller Rätsel entfaltet sich ein Zustand angenehmen Desinteresses an allem, was einst plagte.

Und so ist vielleicht die vermisste Geborgenheit nur im Ensemble des Todes zu finden, während der Löwe sich als Begleitpersonal für den Übergang in die andere Welt zeigt, an Fährmanns statt. Das allerdings sprengt dann endgültig seinen metaphorischen Rahmen.

Blumenberg Sibylle Lewitscharoff
Suhrkamp 2011, 220 S., 21,90 €

Eine Reise ins fränkische Exil

Theater In Michael Buselmeiers Roman bleiben autobiografische Züge nicht unentdeckt. Der Leser leidet mit dem Helden

■ Konstantin Lewin

Anfang der sechziger Jahre kann man sich wohl kaum einen abgelegenen Ort vorstellen als die Kleinstadt Wunsiedel. In Franken in der Nähe der Grenze zu Tschechien gelegen, war zur Zeit des Kalten Krieges gleich nebenan die Welt zu Ende. In *Wunsiedel. Theaterroman* lässt der Heidelberger Dichter und Schriftsteller Michael Buselmeier seinen Helden und Erzähler Moritz Schoppe auf den Spuren seiner Vergangenheit in diesen Ort reisen. Schoppe erinnert sich an den Künstler als jungen Mann, der hier im Luisenburg Freilichttheater im Sommer 1964 dem Regisseur Friedrich Siems bei der Aufführung des *Götz von Berlichingen* assistieren soll. In der Tasche hat der junge Schauspielerschulabsolvent die Bearbeitung des Stücks, die ihm der Regisseur im Herbst zuvor in Auftrag gegeben hatte. Doch dann war Siems überraschend gestorben, und als Schoppe in Wunsiedel eintrifft, will der neue Regisseur nichts mehr von seiner Bearbeitung wissen. Stattdessen soll das Stück mit den Stellen voll „weihevollen Kitsch“ und „treuherzigem Deutschtü-

meln“, die Schoppe gestrichen hatte, aufgeführt werden.

Bereits die Abreise Schoppes hatte unter keinem guten Stern gestanden. Der Weggang aus seiner Heimatstadt und die Trennung von seiner Mutter fiel ihm schwer. „Ich war todtraurig, sobald ich das Neckartal hinter mir wusste. Am liebsten wäre ich sofort wieder umgekehrt.“ Hinzu kommt, dass seine Freundin Ulla nicht mitkommen kann. Hier war also keiner ausgezogen, „um das Fürchten zu lernen“, hier ging ein Unglücklicher in die Fremde. Eine Fremde, die ihn nicht haben will. Denn Schoppe kann in Wunsiedel weder etwas mit den Theaterkollegen anfangen noch die mit ihm. Statt auf Künstler trifft er dort, wie er im Rückblick sagt, auf Opportunisten, auf selbstgefällige „Jasager“.

Kindheitserinnerung

Immer wieder erinnert sich Buselmeiers Erzähler, der auf den Spuren des damaligen Sommers durch Wunsiedel läuft, auch an seine Kindheit. Ende der dreißiger Jahre geboren, hatte er im Krieg noch in Luftschutzbunkern mit seiner Mutter Zuflucht suchen müssen. Er erinnert sich an die Schwierig-

keiten in der Nachkriegszeit, das enge Verhältnis zur Mutter, die ihn alleine großzieht. Diese Passagen des Buches sind Buselmeier besonders gut gelungen. Das gilt auch für die Erzählung von Schoppes Liebe zu Ulla, die ihn in seinem Wunsiedler Exil beschäftigt. Der Leser ahnt, dass sein Held auch hier kein Glück hat. Nach einigen Wochen eröffnet die Freundin ihm brieflich, dass sie ihren alten Freund wiedergetroffen habe und die alten Gefühle wieder aufgeflammt seien. Sie wäre jetzt ganz durcheinander und den geplanten Besuch in Wunsiedel müsse sie deswegen leider absagen. Sie brauche jetzt erst einmal Zeit für sich. Danach gehen noch böse Briefe hin und her, dann ist es ganz aus.

Es scheint, als brähe nun alles über Moritz Schoppe zusammen. Buselmeiers romantischer Held denkt an Selbstmord, geht stundenlang spazieren oder liest in seinem Lieblingsschriftsteller, dem in Wunsiedel geborenen Jean Paul. Eindringlich schildert Buselmeiers Erzähler die Leiden seines Helden und der Leser leidet mit. Mehr schlecht als recht erfüllt er seine Arbeit bei den Luisenburg Festspielen; der Ekel vor dem Theater und den Schauspielern nimmt zu. Nur mit zwei seiner Kolle-

gen, vor allem aber mit Siegfried, einem jüdischen Darsteller, kann er etwas anfangen. Mit ihm trifft er sich öfter nach Feierabend, beide fahren ein paar Mal an einen See und baden. „Kummer eindämmende Ausflüge“, wie es der Erzähler nennt.

Anrührende Literatur

Wer Michael Buselmeiers Biografie kennt, der weiß, wie autobiografisch Wunsiedel ist. Auch Buselmeier wollte einmal Schauspieler werden. Auch er war Regieassistent und es gab auch eine Inszenierung des *Götz* im Luisenburg Freilichttheater 1964. Mit der Beschreibung der Kindheit und der unglücklichen Liebe seines Alter Ego ist Buselmeier ein anrührendes Stück Literatur gelungen. Schade nur, dass sein Erzähler an einigen Stellen seiner inzwischen entstandenen Idiosynkrasie gegenüber dem Theater freien Lauf lässt. Die Enttäuschung von damals sitzt offenbar nicht nur Moritz Schoppe, sondern auch seinem Autor noch tief in den Knochen.

Zu diesem Eindruck kommt der Leser deshalb, weil die Auslassungen Moritz Schoppes zuweilen zwar die Qualität von Thomas Bernhardschen Beschimpfungen

haben, aber gegenüber der eigentlichen Erzählung aus dem Rahmen fallen. Was bei Bernhard an den konsequent von Anfang bis Ende durchgehaltenen Beschimpfungen fasziniert, stößt in Wunsiedel peinlich auf. Schauspieler sind hier „aus der Nähe betrachtet eher Feinde, erbärmliche Wichte und Gefühlshuchler“, die schon „aufgrund ihres trivialen Geredes Prügel und Schlimmeres verdient hatten“. Hier fehlt dem Autor die notwendige Distanz, die Objektivität gegenüber dem Gegenstand seiner Erzählung. „Die Subjektivität ist eine schreckliche Sache“, hatte Tschchow einmal an seinen Bruder geschrieben. „Sie ist schon deshalb nicht gut, weil sie den armen Autor mit Haut und Haar ausliefert.“ Zum Glück gibt es nur einige Stellen in *Wunsiedel. Theaterroman*, in der die Subjektivität mit dem Autor durchgeht. Man liest über sie hinweg und erfreut sich an der eigentlichen Erzählung des Buches.

Wunsiedel. Theaterroman Michael Buselmeier
Das Wunderhorn 2011, 160 S., 18,90 €

Konstantin Lewin ist freier Literaturkritiker mit Schwerpunkt slawische Literatur